

I can't breathe



ISOLDE CHARIM [FALTER 24/20](#) vom 10.06.2020

Warum etwas zum Tropfen wird, der das Fass zum Überlaufen bringt -das kann man nie genau sagen. Wann das Fass voll war -das kann man sagen. Hinterher. Aber warum ein Geschehnis zum auslösenden Funken wird -das lässt sich nur vermuten.

Warum explodierte die Situation nicht nach dem Mord am joggenden Ahmaud Arbery in Georgia? Warum nicht nach dem gewaltsamen Tod von Trayvon Martin? Und warum nun, nach dem -mitgefilmten - Erstickungstod des George Floyd in Minneapolis? Manchmal gibt es Zusammentreffen.

George Floyds Worte sind zum Leitmotiv einer Massenbewegung geworden, zur Anklage der Protestierenden: I can't breathe.

In diesen Worten klingt in schrecklicher Weise das an, was auch die Corona-Bedrohung ausmacht. Das haben der gezielte Tod des George Floyd und der Tod durch Corona gemein: I can't breathe. Der Foltertod des George Floyd aber hätte verhindert werden können. Auch ohne Impfung.

Wenn diese Worte nun auf Bannern, auf Transparenten, auf U-Bahn-Zügen weitergetragen werden, dann trifft der Schrecken dieses Flehens auf eine Welt, die der Corona-Schrecken eben dafür sensibilisiert hat: für das Abschneiden der Luft zum Atmen. Eine Überlagerung. Eine Verdichtung. Vielleicht hat dieses schreckliche Zusammentreffen dazu beigetragen, dies zu jenem Funken zu machen, der das Fass aus Wut, Verletzung, Angst, Benachteiligung, Ungerechtigkeit zur Explosion brachte.

Solche plötzlichen, unerwarteten, un gelenkten Eruptionen sind nicht zufällig die politische Form, die Proteste heute annehmen. Sie sind Folge eben jener Politik, für die gerade US-Präsident Donald Trump steht.

Diese Politik ist nicht einfach ein bisschen mehr. Ein bisschen konservativer. Ein bisschen radikalliberaler. Ein bisschen autoritärer. Sie ist vielmehr etwas Neues: die widersprüchliche Verbindung eines autoritären Liberalismus. Ein Paradoxon.

Es ist dies ein wild gewordener Liberalismus. Dieser will nicht nur die Märkte, sondern auch den Einzelnen deregulieren. Die ins Persönliche gewendete Vorstellung, dass sich nur der Starke durchsetzt. Auch mit Waffen. Auch mit Gewalt.

Von daher rührt auch seine Feindschaft gegen Staat und Institutionen. Denn diese stehen immer im Verdacht, die persönliche Freiheit zu beschneiden. Ein "militanter und maskuliner Hyperindividualismus", so der Politologe Torben Lütjen. Dieser Mythos nährt sowohl die Fanatiker, die kürzlich bewaffnet ins Parlament von Michigan eingedrungen sind, um gegen die Maskenpflicht zu protestieren. Er nährt aber auch Polizisten, die Schwarze einfach umbringen. Jene Schwarzen, die nicht nur bei den Opfern von Polizeigewalt, sondern auch bei jenen der Pandemie und der Arbeitslosigkeit überrepräsentiert sind.

Natürlich geht es bei diesen Polizeiübergriffen um Rassismus. Aber zu diesem kommt noch etwas hinzu: Rassismus paart sich mit einer pervertierten Selbstermächtigung. Es ist die Anmaßung, die Selbstherrlichkeit, sich dem Gesetz nicht beugen zu müssen, weil man es repräsentiert. Wenn man sich selbst rechtsfrei wähnt, erscheinen die anderen als vogelfrei. Und kann ihnen den Atem abschnüren.

Nicht dass das alles neu wäre. Weder der strukturelle Rassismus noch das eigenmächtige Agieren der Polizei gegen Schwarze. Aber früher war dies ein geduldeter, kaum geahndeter Missbrauch. Nun aber wird er vom Präsidenten selbst gedeckt. So wie die gesamten Hyperindividualisten. Vom Waffennarren bis zum folternden Polizisten. Es musste erst Massenproteste geben, damit die beteiligten Polizisten überhaupt angeklagt wurden.

Die zunehmende Tendenz der USA zum "failing state" oszilliert zwischen Entgleisen und Intention. Trump betreibt keinen gezielten Staatsautoritarismus. Was der Präsident der USA aber befördert, hat sich dieser Tage auf der Straße gezeigt: Beamte in Kampfmontur offenbaren einen bis an die Zähne bewaffneten Liberalismus.

Die Autorin ist Philosophin, Publizistin und wissenschaftliche Kuratorin charim@falter.at